

Das sei ferne!

Im dritten Schritt seiner „Antikonversion“ ist Rosenzweig nicht mehr „geschickt“ und nicht mehr „entwendend“, sondern (nach Grundlegung und eigener Umkehrung des christlichen Dogmas) blank antithetisch. Nicht einmal eine Übernahme der Figur der „überbietenden Aneignung“ kann man ihm nachsagen, wenn er den Ursprung und die entwickelte Form der Rede von messianischem Ereignis und damit letztlich von *Liebe* als dem treibendem Geschehen des Offenbarungsglaubens für das *Judentum* reklamiert. Denn vom biblischen Judentum ist diese Rede ja tatsächlich ausgegangen. Und ungeachtet der spezifischen Wendungen, die sie in der christlichen Tradition genommen hat, hat sie sich eben auch im Judentum weiterentwickelt. Im Alltagsverständnis (oder im vulgären Vorurteil) ebenso wie in partiell gelehrten Werken findet man noch heute die Ansicht, dass die Liebe recht eigentlich erst mit dem Christentum in die Welt gekommen sei, während das Judentum eine Religion der Rache, der Berechnung und des gesetzlichen, oberflächlichen Kalküls sei. In Rosenzweigs Generation wurde über die Frage, ob das Gebot der Nächstenliebe zum Neuen Testament, zur Hebräischen Bibel, zum Talmud oder ohnehin in die Grundausstattung der gesamten Menschheit gehöre, wieder einmal eine lebhaftere Debatte geführt. An dieser Stelle geht die Liebeslehre des *Stern der Erlösung* durchaus über das Rosenzweig Bekannte hinaus.¹ Immer wieder nimmt er in seinem Dialog mit den Rosenstocks den Gestus des Liebenden an, der zwar scharfe Worte für seine Gegner findet, diese aber gleichwohl mit unendlicher Liebe liebt. Dabei erinnert seine Rhetorik zuweilen an die paulinische. Auch Paulus formuliert immer wieder starke Thesen, konfrontiert sie anschließend mit rhetorischen Fragen, die sie ad absurdum führen, und leitet mit dem kraftvollen Ausruf „me genoito“, „das sei ferne!“ weitere Erklärungen ein. So auch in der besonders scharfen Polemik gegen die fortdauernde Geltung des jüdischen Gesetzes für die Christusgläubigen in Gal 2,18 und 3,20. Etwas von dieser Struktur – ob zufällig, aus Gewohnheit oder innerer Verwandtschaft, sei dahin gestellt – finde ich im folgenden Ausschnitt aus einem Brief Rosenzweigs an Gritli Rosenstock-Huessy vom 19. August 1919 wieder. Ich setze in eckigen Klammern und kursiv die Kontrapunkte oder die Anknüpfungsmöglichkeiten, wie ich sie wahrnehme:

„Liebes liebes Gritli, habe ich denn so trübetrostig geschrieben? [*erste fast rhetorische Frage*] Aber es wird wohl so gewesen sein. [*Ergebung statt Einspruch*] Die scheinbare Antwortlosigkeit Eugens drückte eben auf mir. [*Da wird so viel an die Juden hin gepredigt, aber sie antworten nicht – hier ist es umgekehrt. Eugen antwortet nicht wirklich. Er hat zwar geschrieben, aber das war keine Antwort. Ein Dialog findet nicht statt. Rosenzweig aber lässt nicht locker:*]

Ich habe seinen Brief nun wieder und wieder gelesen und laufe immer mehr auf gewissen Stellen auf; [*die wieder und wieder gelesenen Briefe des Apostels, mit den immerselben Steinen des Anlaufens, wie Luther Röm 9,33 übersetzt*] ich habe ihm wohl noch nicht deutlich genug geantwortet. [*Rosenzweig nimmt die Verantwortung auf sich: er war wohl noch nicht deutlich genug*]. Manches, was ich beim ersten Lesen nicht verstand, verstehe ich auch erst jetzt. Er verlangt ja wirklich Unmögliches [*Im Diskurs der Umwertung der Werte kann das durchaus erst einmal wie ein Kompliment klingen, übrigens auch in der Struktur dieser Auseinandersetzung, in der Rosenzweig sich oft für die Herausforderungen des Gegners bedankt*]. Ich lese ja nicht im Neuen Testament, aber an das eine Mal, wo ich es – 1916 [*als er dann den ganz wilden, oben schon zitierten Brief schrieb*] - ganz durchgelesen habe, denke ich mit gradezu physischen Übelkeitsgefühlen zurück. [*Nichts könnte ihm ferner liegen als das, was Rosenstock als selbstverständlich voraussetzt: dass das NT eine geläufige und Freude bereitende Lektüre wäre, wenn man es nur richtig verstünde*]. Ich [*aber ... hier ist das „Ich“; wie er selbst im Herzbuch des Stern geschrieben hat, besonders stark ein „ich aber“²*] kann nur Christen sehen und Christen lieben und ihr Christentum als ein Stück von ihnen, - aber wenn ich mich unmittelbar Auge in Auge ‚Christus‘ gegenüberstelle, so graut es mich. [*Die Ablehnung des Dogmas ist klar; Rosenzweig macht nun die persönliche Liebe in ihrer bestimmten Unmittelbarkeit stark und reklamiert sie für sich als die ihn treibende Kraft. Das Christentum hingegen partikularisiert er als „ein Stück von ihnen“: Es ist selbst der Rest des Restes (und nicht etwa die große*

¹ Hermann Cohen hatte sich in dieser Frage u.a. mit seinem Gutachten zum Fenner-Prozess in Marburg eindeutig positioniert. Der Text ist außer in der Sammlung seiner kleinen Schriften seit 1992 auch im Sammelband von Almut Loycke (Hg.), *Der Gast, der bleibt*, Frankfurt/ New York, veröffentlicht. Vgl. zu dem Hintergrund ferner mein: „The Case of Paul de Lagarde“, in *Antisemitismus, Paganismus, Völkische Religion. Anti-Semitism, Paganism, Voelkisch Religion*, hg. v. Hubert Cancik u. Uwe Puschner, München 2004, S. 37-53. In seinem herausragenden Beitrag „Die Radikalität des Paulus“ fasst Lukas Bormann in aller Gelassenheit noch einmal diejenigen antijüdischen theologischen Positionen zusammen, von denen die „Nachkriegsexegese“ mit viel Mühe und guten Gründen abgerückt ist. Auch er staunt darüber, dass man ähnliche wie die für überwunden gehaltenen Positionen in der neuen philosophischen Paulusexegese nun mehr oder weniger unangefochten wieder findet, vgl.: Lukas Bormann, „Die Radikalität des Paulus“, *Rosenzweig Jahrbuch 4. Paulus und die Politik*, Freiburg/ München 2009, S. 134-155, bes. S. 145f.

² Die Stelle wurde schon einmal in Kap. 8.IV zitiert: „Ich ist stets ein laut gewordenes Nein. Mit ‚Ich‘ ist immer ein Gegensatz aufgestellt, es ist stets unterstrichen, stets betont; es ist immer ein ‚Ich aber‘.“ (Franz Rosenzweig, *Stern der Erlösung*, Frankfurt a. M. 1988, S. 193).

bestimmende Kraft, der gegenüber die einzelnen Menschen in ihrer Einzigkeit nur ein Rest wären): Er liebt den konkreten Menschen in allem, was von diesem übrig ist, wenn man seine christliche „Identität“ abzieht. Er hat also den Rest auch im anderen gegen den religiösen und ideologischen Existenzkampf, den beide als Vertreter ihrer jeweiligen Religion führen, zur Geltung gebracht. Das aber, was dem eifervoll überzeugten Christen die Hauptsache und alles, wodurch er lebt, ist, wird damit zu einem Objekt der Duldung, der Toleranz gemacht]. Dies alles muss ich nun wohl sagen, denn Eugen weiss es immer noch nicht recht. Seinen Glauben kann ich lieben, weil er sein Glaube ist. [Und hier scheint es schon mehr um den Glauben im Sinne der Struktur einer Beziehung zu etwas zu gehen als um das geglaubte Etwas selbst].³ Aber abgesehen von meiner Liebe zu ihm ist mein Gefühl gegenüber seinem Glauben kaltes Entsetzen, ein ‚wie kann man nur!‘ [In der folgenden Abgrenzung zu Cohen bekräftigt er, dass es ihm hier schon um den Akt des Glaubens selbst (also nicht mehr um dessen Inhalt) geht und darum, welche Rolle der dann in der Beziehung auch zwischen den Menschen zu spielen hat:].

Cohen half sich leichter aus der Affäre; er nahm subjektive Unwahrhaftigkeit an (es hat noch nie einer dran geglaubt). Ich kann das nicht. Ich glaube an die subjektive Wahrhaftigkeit von Christen. [Hier kann man sich mühelos die rhetorische Frage: „Glaube ich also doch an Christum“? dazu denken, und ihr folgend ein „das sei fern!“:] Aber objektiv bleibt mir das Christentum, was es ist und was ich nicht immer wieder sagen mag. Aufgeben kann ich diese wie Eugen es nennt ‚mörderische‘ Stellung nie. [Eugen nennt die Haltung Rosenzweigs zum „objektiven Gehalt“ des Christentums weiterhin mörderisch. Ob wegen des Gottesmords oder wegen seiner eigenen Identifikation mit seinem christlichen Glauben, die ihn jeden Satz gegen diesen Glauben als einen persönlichen Anschlag auf ihn, den Glaubenden, empfinden lässt, bleibt offen.] Der Geist wird uns immer scheiden. Das habe ich immer gewusst. [Welchen Geist Rosenzweig hier genau meint, ist nicht ersichtlich; die Rede vom „Geist“ war ihm meist ein Graus.⁴] Aber ich habe auch immer gewusst, dass uns die Liebe einigt. Ich habe eben Eugen immer geliebt [man ist gerührt. Immerhin schreibt er das an Eugens Frau, mit der er gerade vor Eugens Augen eine Liebesbeziehung hat – dennoch könnte dies fast außerhalb der Polemik gesprochen sein, wenn nicht hinterherkäme:], auch zu der Zeit wo ich ihm noch nichts anderes bedeutete als ein Schrank voll Ansichten [das knüpft an alte Klagen an, dass Eugen ihm, Franz, seine Existenz nicht geglaubt habe, bis er sie ihm nicht durch die drastische Beanspruchung seiner Frau klar gemacht hatte]. Ich habe immer ihn selbst gesucht [und hier erhebt wieder der Jude den Anspruch, den ganzen Menschen als solchen zu sehen, während der Christ nur einen „Schrack voll Ansichten“, etwas wie einen Bekenntniskatalog abfragen kann]. Deshalb habe ich seinen Glauben ihm glauben müssen. Und daher hat er zu mir freier sprechen dürfen als ich zu ihm. [Dieses ist wiederum für die Dialogphilosophie und das Thema der wechselseitigen Vernieseneheit eine zentrale Stelle. Denn hier wendet Rosenzweig alles, was er im Stern über das „Beim Namen Nennen“ geschrieben hat, glatt an. Er, Franz, hat Eugen beglaubigt. Darum ist Eugen frei. Ihm gegenüber.] So frei wie ich zu dir sprechen darf. Eben weil auch du mich ansiehst und immer wieder mich. [Er sagt nun also, er habe diese selbe Freiheit von Gritli empfangen. Das ist unerhört und sprengt den gesamten dogmatischen Kontext]. Du siehst mein Judentum, aber ich bin dir nicht ‚der‘ Jude. [Sie – die geborene Christin und nach allen Sitten und Gebräuchen öffentlich und geduldet „sündige“ Frau – macht es richtig, nämlich wie er es oben für sich in Anspruch genommen hat. Sie sieht den anderen Geist in ihm, durch den er von ihr getrennt ist, sie erkennt seinen Namen und den ‚Juden‘, also den Mann, der ihr der bekannte Repräsentant des Judentums ist, aber sie reduziert ihn nicht auf diese Repräsentantenfunktion und lässt ihn nicht ganz darin aufgehen.] Kann Eugen denn das nicht auch? [Abschließende rhetorische Frage].⁵

In diesem Brief setzt Rosenzweig sich selbst – den Juden – zum Richter über die Liebesfähigkeit der Christen ein: und erkennt den Preis für die richtige Auffassung von Liebe der christlichen Frau zu, mit der gemeinsam er soeben das jüdische Gesetz bricht, und deren Mann er als christlichen Gegner der Unfähigkeit in allen diesen Fragen auf alle nur denkbare Weisen überführt. Das ist wiederum mehr als antithetisch. Dieser Krieg gegen den, der ihm einmal das Versprechen der Konversion abgenommen hatte, lässt nichts aus. Was einer durch feministische Studien gegangenen Lektüre heute zuerst ins Auge springen muss, ist natürlich, dass hier zwei Männer eine Rivalitätsbeziehung durch den Leib einer Frau austragen, die, bei allem Lob, das sie hier empfängt, selbst für sich nicht ernsthaft damit rechnen sollte, persönlich gemeint zu sein. Auch darauf wird zurück zu kommen sein.

³ Zum Verhältnis von Glauben als Akt und Glaubensinhalten ist – nicht erst seit Martin Bubers 1950 erschienenen Werk *Zwei Glaubensweisen* – zwischen Christen und Juden und innerhalb der jeweiligen Religionsgemeinschaften viel debattiert worden. Etwas davon greift Georg Tamer in seinem Beitrag zum Rosenzweig Jahrbuch 4 auf, vgl. ders.: „Faith and Knowledge Revisited“, *Rosenzweig Jahrbuch 4, Paul and Politics*, Freiburg/ München 2009, S. 156-175.

⁴ Es gibt im *Stern* recht eindeutige Ausführungen, von denen mindestens eine auch in unmittelbarem Kontext mit dem Streit zwischen Christentum und Judentum steht: „Dass Gott Herr der Geister ist, nicht Geist, Spender der Leiden und nicht Gekreuzigter, Einer und nicht Alles in Allem – wer möchte solche Einwände einem Glauben entgegenwerfen, der siegreich durch die Welt seinen Weg nimmt und dem die Götter der Völker ... nicht standhalten. Wer möchte es! Und dennoch: der Jude tuts. ... Mit seinem schweigenden Dasein. Dies Dasein des Juden zwingt dem Christentum in alle Zeit den Gedanken auf, dass es nicht bis ans Ziel, nicht zur Wahrheit kommt, sondern stets – auf dem Weg bleibt.“ (Rosenzweig, *SE*, S. 459). An dieser vielzitierten Stelle fällt natürlich eine weitere Entwendung auf: Der Christ bleibt immer auf dem Weg. Der in der christlich-antijüdischen Polemik „ewig rastlose Jude“ hingegen ist immer schon am Ziel.

⁵ Franz Rosenzweig, *Die „Gritli“-Briefe*, 2002, S. 390.

Gesine Palmer, *Konversionen und andere Gesinnungsstörungen. Zur bleibenden Relevanz des jüdischen Denkens nach Hermann Cohen und Franz Rosenzweig*. Band V, *Angriff und Verteidigung. Paulus zwischen Christen und Juden*, S. 42-47